

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreussischen Zeitung“.

Nr. 207.

Elbing, den 5. September.

1894.

Im Banne des Goldes.

Original - Roman von Gustav Lange.

Nachdruck verboten.

11)

Der Fährmann hegte Bedenken, angesichts der hochgehenden Wellen des Rheins und bei der schon hinreichenden Besetzung des Rahnes Bianca noch aufzunehmen, doch gab er schließlich ihren Bitten nach und nicht ohne Furcht und Angst nahm Bianca in dem Rahne Platz.

Trotz aller Anstrengung und Mühe gelang es dem Fährmann nur langsam, das Fahrzeug vorwärts zu bringen, denn der braulende Sturm blies ihnen entgegen, auch war jetzt das Gewitter ganz nahe. Mit grellem Streiflicht zuckte ein Blitz vorüber, den Laut des Donners verschlang das Heulen des Sturmes, und dazwischen fielen auch schon einige schwere Regentropfen nieder, die ersten Vorboten. Die Insassen des Rahnes athmeten daher erleichtert auf, als endlich das Ufer erreicht war, von wo aus einige Zuschauer den Vorgang mit Spannung verfolgt.

In unbegreiflichem Verzichtsinne und Rücksichtslosigkeit wollte ein jedes Jeder zuerst an das Land springen, trotz der Mahnung des Fährmanns, und so gerieth denn das Fahrzeug bedenklich in's Schwanken. Bianca wurde bei ihrem Versuch, den Rahn zu verlassen, zurückgedrängt und besand sich schließlich nur noch als einzige Person in demselben. Auch der Fährmann hatte auch das Ufer zu gewinnen gewußt und streckte eben Bianca die Hände entgegen, um ihr beim Aussteigen behilflich zu sein. In diesem Augenblick rauschte indeß eine Welle heran, die sich am Ufer gebrochen hatte, umfaßte das Fahrzeug und trieb dasselbe vom Ufer ab, es somit dem Spiel der Wogen preisgebend, während ein Schrei des Entsetzens durch die Leute am Ufer ging.

Ungeachtet des Sturmgebens waren Biancas Hülfserufe weithin hörbar, die halb ohnmächtig in dem hin- und hergeschleuderten Boote hinsank. Rathlos standen die Zuschauer am Ufer da und starrten auf das entsetzliche Schauspiel. Da zuckte ein heftiger Blitzstrahl hernieder und beleuchtete das von schäumenden Gischt umtobte Boot, in welchem Bianca mit todtenblauen angstverzerrten Zügen und aufgelöstem Haar sich am Stützplaz festhielt.

Unzweifelhaft würde die Unglückliche rheinabwärts getrieben worden sein, als im Augenblick der höchsten Gefahr eine hohe schlanke Männergestalt zwischen den das Ufer umstehenden Gassen hindurch sich Rahn brach, rasch einen leeren Rahn von seiner Befestigung löste und in demselben Platz nahm und mit fast übermenschlicher Anstrengung denselben in die hochgehenden Wogen hineintrieb. Es gelang ihm endlich auch, den Rahn in die Nähe der Gefährdeten zu bringen, und Bianca streckte voll Verzweiflung ihm die Hände entgegen.

Der Schweiß rann dem furchtlosen Mann in Strömen von der Stirne, aber er achtete nicht darauf; noch einige kräftige Ruderschläge und er besand sich an der Seite des führerlosen Rahnes und mit großer Gewandtheit schwang er sich in denselben, den bisher benutzten seinem Schicksal überlassend. Es war nicht die Zeit, um ein Gespräch einzugehen, denn das Unwetter tobte jetzt mächtig und der Ruderer mußte seine ganze Aufmerksamkeit darauf richten, dem Ufer zuzusteuern, was ihm auch glücklicher Weise möglich wurde. Hilfsbereite Hände zogen hier den Rahn nahe an die Landungsstelle und mit sicherem Sprung gelang es dem Manne, wieder auf den festen Boden zu kommen und nun ergriff er die sich ihm entgegenstreckende zarte weiße Hand Biancas, und mit seiner Unterstützung stieg die Gerettete aus dem Rahn, während ein lautes Bravo der Umstehenden dem muthigen Manne lohnte. Einen Augenblick ruhten die Blicke der Geretteten und des Retters in einander und es schien, als durchflog eine mächtige Bewegung die Gestalt des Mannes.

Nur mit kurzen Worten vermochte Bianca ihm ihren Dank abzusprechen, sie besand sich noch zu sehr in Aufregung, in welche sie durch das, was sie soeben durchlebt, versetzt worden, und auch der Fremde beschränkte sich nur auf ein paar kurze Worte, indem er die Hoffnung aussprach, der Vorfall werde für sie hoffentlich keine weiteren Folgen haben, dann entsetzte er sich eiligst, ohne ihr seinen Namen genannt zu haben.

Der Regen war indeß heftiger geworden, so daß sich am Ufer bald kein Mensch mehr besand. Auch Bianca eilte der Wohnung der Frau Heimbürg zu, die gewiß schon in Angst sich befand wegen ihres langen Ausbleibens und sich sehr wundern würde, wenn sie ihr das heutige Abenteuer erzählte.

* * *

Achtes Kapitel.

Als reichster Mann in Bindenberg galt allgemein Abel Steinau. Nicht allein, daß sein ungefähr fünf Minuten vom Dorfe entfernt liegendes Anwesen eines der stattlichsten in der Umgegend war und er den größten Weinberg sein eigen nannte, er hatte als rastloser unternehmender Mann daneben noch eine Fabrik für landwirthschaftliche Produkte gegründet und trieb in diesen Artikeln einen schwunghaften Handel. Der Steinauerhof war, wie schon gesagt, eine schöne Besitzung: das Wohnhaus, vor noch gar nicht zu langer Zeit erst neu erbaut, stand etwas erhöht gegen die anderen Gebäude und war von einem sehr großen aber wohlgepflegten Garten umgeben. Auch das Fabrikgebäude und die das Wohnhaus umgebenden Arbeiterwohnungen zeugten von Wohlstand und für einen Unergewöhnten konnte die Einrichtung von Arbeiterwohnungen auch als humane Gesinnung des Besitzers gelten, dem war es aber nicht so.

Der alte Abel Steinau war in der ganzen Gegend verschrien als ein gar arger Geizhals, der seinem lieben Nächsten nicht das bißchen tägliche Brod gönnte. Ueber den Ursprung seines großen Reichthums gingen die Meinungen gar sehr auseinander und munkelte man so mancherlei. Gewisses darüber wußte wohl schließlich nur Abel Steinau selbst. Thatsache war indeß, daß er vor vielen Jahren als ein armer Schlucker nach Bindenberg gekommen, sich anfangs vom Hausirhandel ernährte, dann später einen Krämerladen eröffnet und nebenher allerlei schmutzige Geldgeschäfte trieb. Als dann der frühere Besitzer des Steinauer Hofes starb, zeigte es sich, daß er bei Abel Steinau sich tief in Schulden befand, dieser eine Beschreibung auf das Anwesen hatte und auch nicht zögerte, nachdem die Erben nicht in der Lage waren, die Schuld zu tilgen, von seinem Rechte Gebrauch zu machen; er wurde somit Besitzer des Gehöftes. Er hatte dann im Laufe der Jahre das Besitztum noch bedeutend vergrößert und auch eine Fabrik angelegt, denn er war nicht nur ein Kaufmänniger, sondern auch ein sehr geschäftsgewandter und unternehmungslustiger Mann, dem alles nach Wunsch ging und so vermehrte sich sein Reichthum von Tag zu Tag.

Aber trotz seines Reichthums war Abel Steinau kein glücklicher Mann; wie sein Vermögen mit der Zeit gewachsen, so war ihm auch gar gewaltig der Kamm geschwollen und seiner einstigen Armuth gedachte er nicht mehr. Noch Niemand konnte sich rühmen, von dem hartherzigen, geldgierigen Mann jemals eine Wohlthat empfangen zu haben, sondern im Gegentheil, er hatte die Noth seiner Mitmenschen stets auszunutzen gewußt. Er stand darum auch in keinem sonderlichen Ansehen bei den Bewohnern Bindenbergs. Eine schwere Krankheit hatte vor einigen Jahren seiner ohnehin schwächlichen Körperkonstitution einen gewaltigen Stoß versetzt; er war seit dieser Zeit immer kränklich

und verließ insolge dessen auch nur selten das Haus und wenn er einmal die Dorfstraße entlang schritt, so glaubte man es mit einem Manne zu thun zu haben, der schon mit einem Fuße im Grabe stand und dem das Schicksal mittelst des voll nur noch eine kurze Spanne Zeit des Lebens gewährte.

Abel Steinau befand sich auch über seinen körperlichen Zustand durchaus nicht im Unklaren; er ahnte, daß seine Zeit nur noch kurz bemessen war und wie es manchem anderen Menschen auch geht, der erst dann Einkehr in sich selbst hält und Buße zu thun anfängt, wenn Freund Hain gar deutlich winkt, so gab auch er sich seit seiner letzten schweren Krankheit den Ansich eines frommen Mannes, dies aber nur zum äußeren Schein und wenn er durch öfter Messen- und Beichtenbesuch sich bei den Bindenbergern in Achtung zu setzen glaubte, so irrte er sich bei deren aufrichtigem frommen Sinn gar gewaltig. Diese erblickten in ihm vielmehr nur einen dummauserigen Kopfhänger, der mit seinem scheinfrommen Gethue sich schwerlich das Wohlgefallen unseres Herrgottes erringen konnte. Seine Arbeiter und die Bediensteten auf dem Steinauerhofe sangen erst recht kein gutes Lied über ihn; nach ihrer Meinung konnte es der leibhaftige Gottselbetuns nicht ärger treffen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend keifte und zeterte er mit seiner dünnen Stimme. Niemand konnte es ihm recht machen und genug schaffen, noch nie war ein Wort des Lobes über seine Lippen gekommen, sondern nur Tadel, häßliche Bemerkungen und Spott. Daß die Leute trotzdem noch bei ihm aushielten, kam eben daher, weil sie sich schließlich daran gewöhnt; man ließ ihn schimpfen und wettern und that doch, was man wollte.

Seit Jahren schon war er Wittwer und führte eine alte Haushälterin ihm die Wirthschaft; er besaß nur einen Sohn und Erben, Erich Steinau, der jetzt achtundzwanzig Jahre zählte. Wie Tag und Nacht, so glücken Vater und Sohn einander und keine Aehnlichkeit bestand zwischen ihnen. Erich Steinau hatte eine vorzügliche Bildung genossen, denn wenn Abel Steinau auch nicht mit allzugroßer Zärtlichkeit an seinem Sohne hing, so hatte er doch kein Geld gescheut, um ihn mehrere höhere Schulen besuchen zu lassen und als dann Erich sich in verschiedenen Fächern ein vorzügliches Wissen angeeignet, ihn einige weite Reisen unternehmen lassen, denn dadurch wollte er seinen Reichthum zeigen und damit imponiren.

Vor ungefähr zwei Jahren war Erich Steinau für dauernd nach Hause zurückgekehrt und führte seitdem eigentlich das Regiment auf dem Steinauerhofe und in der Fabrik. War manches war seitdem anders geworden. Der junge Mann hatte es wohl verstanden, durch sein gerades keuseliges Wesen, seinen biederen, nur auf das allgemeine Wohl bedachten Sinn, ganz gleich ob Hoch oder Niedrig, im Fluge alle Herzen zu gewinnen; die

Arbeiter vergötterten ihn und priesen den Tag, welcher ihn in seines Vaters Haus zurückgebracht, denn Vieles war seitdem anders, besser geworden. Freilich hatte Erich seinem Vater gegenüber, welcher mit scheelen Augen seine Thätigkeit betrachtete, einen schweren Stand und Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen zählten gar nicht zu den Seltenheiten, aber Erich verstand es in der Hauptsache, seinem Vater gegenüber immer seinen Willen durchzusetzen, da dieser sich zu alt und schwach fühlte, um seine Autorität dem einzigen Sohne gegenüber aufrecht zu halten; er begnügte sich in solchen Fällen dann meist damit, in seiner nöthigenden Weise auf die Jugend im Allgemeinen zu schimpfen, die alles besser wissen und machen wolle, alles Alte über Bord werfend und daß die neumodischen, auf den hohen Schulen eingeimpften Ansichten keinen Pfifferling werth seien. War dann der Alte einmal im Zuge mit seinen Schimpferelen, so hörte er nicht gleich wieder auf und selbst die stolische Ruhe, welche Erich in solchen Fällen zu bewahren pflegte, als ginge ihn dies alles gar nichts an, konnte Abel Steinau nicht aus dem Konzept bringen.

„Neu! Dich nicht unnöthiger Weise auf, Vater, Du änderst doch nichts und hältst den Lauf der Zeit mit Deinen Worten nicht auf,“ waren die einzigen Worte, die Erich seinem Vater gegenüber hatte, dann ließ er ihn allein stehen und ging mit der heitersten Miene von der Welt seiner weiteren Beschäftigung nach. Nur wenn sein Vater ein anderes Thema anschlug und in ihn drang, doch an eine baldige Heirath zu denken, sich selbst erbot, ihm zu einem jungen reichen Mädchen beihilflich zu sein und für ihn zu wählen, da verbat sich Erich allen Ernstes jede Einmischung in diese seine Herzenssache. Er erklärte, selbst Mann genug zu sein, um prüfen und wählen zu können, bis er eine passende Lebensgefährtin gefunden haben werde. Aber trotzdem er nun schon acht- undzwanzig Jahre zählte, war dies noch immer nicht der Fall, obwohl es ihm gewiß nicht an Gelegenheit fehlte und so manches angesehene und auch vermögende Mädchen im Dorfe würde mit Freuden daren gewilligt haben, die Gattin des hübschen feingebildeten jungen Mannes zu werden; dieser aber blieb gleichgültig, als er stirkte das schöne Geschlecht gar nicht für ihn.

Es war einige Tage nach dem Wintzerfeste; trotzdem es noch früh am Tage, so saß Abel Steinau doch schon emsig mit Schreiben beschäftigt im Komptoir, zuweilen von der Arbeit aufblickend, sah er mit gerunzelter Stirn hinüber nach dem Plabe, den sein Sohn sonst einnahm, der aber jetzt nicht anwesend war, oder ließ den Blick durch das vergitterte Fenster hinaus auf den Hof schweifen, wo er alles übersehen konnte, was dort vorging. Eben war dies wieder geschehen, gerade als ein kleines etwas verwachsenes Männchen nachlässig über den Hof schlen-

terte, dem Zelt nicht Geld zu sein schien. Wie der Blick hatte Abel Steinau sich auf seinem Sessel herumgedreht und das Fenster aufgerissen. „Balzer!“ rief er mit dünner, freischender Stimme, dann schloß er das Fenster wieder.

Der Angerufene schrak zusammen, beeilte sich aber doch, dem Ruf zu folgen und stand gleich darauf im Komptoir.

Balzer, oder wie sein eigentlicher Name war, Balthasar, das langjährige Faktotum Steinau's, sein Vertrauter in so mancher Angelegenheit, die verhäßteste Person im Steinauerhof, weil durch seine Klatschsucht und Zuträgereien schon so manche Unannehmlichkeit entstanden und er kein größeres Vergnügen kannte, als Jemandem zu schaden, war schon von der Natur stiefmütterlich behandelt worden, denn sein Aeußeres machte nichts weniger als einen angenehmen Eindruck. Brandthoeses struppiges Haupthaar, ein blatterunartiges bartloses Gesicht, das mit den stehenden, heimtückisch blickenden Augen obflösend wirkte, schien dem Mann schon äußerlich den Stempel seines Charakters aufgedrückt zu haben und doch erfreute er sich schon seit langen Jahren der Gunst seines Herrn, hatte einen sehr guten Stand bei ihm.

„Seit wann ist es denn Sitte, dem Herrgott die Zeit wegzustehlen und so langsam daher zu laufen, als gelte es ein Wettrennen mit einer Schnecke“, begann schonungslos Abel Steinau. „Du weißt, ich leihe' es nun einmal nicht, wenn Jemand seine Arbeit vergißt.“

Ein häßliches Lächeln flog über Balzers Gesicht, als er jetzt erwiderte:

„Verzeihen Sie, Herr Steinau, die schwüle Luft liegt einem heut so in den Gliedern und dann wollen die alten morschen Glieder bei mir auch nicht mehr so recht, Sie wissen ja selbst, wie das ist, es geht mir wie einem alten Gaul.“

„Ach was, papperlapapp,“ entgegnete Steinau und suchte mit den Händen in der Luft. „Nichts als Ausreden, wenn es eben nicht gehen geht, so sind wir geschiedene Leute! Faulenzer kann ich nicht gebrauchen.“

Balzer hatte sich seinem Herrn bis auf wenige Schritte genähert und gar nicht mehr so demüthig wie bei seinem Eintritt schaute er denselben mit höhnlichem Grinsen an.

„Sprecht Ihr im Ernst, Herr Steinau?“ fragte er. „Gut, so will ich noch heute den Dienst verlassen, ich habe es schon lange satt, diese Plagerei und Schinderei und dann noch obendrein behandelt zu werden, wie ein Hund; ich werde aber auch nicht ermangeln, zu erzählen, wie gewisse Leute zu ihrem Reichthum gekommen sind!“

„Narr, der Du bist,“ wandte Abel Steinau viel sanfter ein. „Niemand soll bei mir über Un dank klagen, ich meinte doch nur, es soll immer einer dem andern zum Beispiel dienen, denn wenn es dem einen erlaubt, so saumselig sein Tagewerk zu verrichten, so glauben die anderen auch ein Recht dazu zu haben und die Wirtschaft geht dabei zu Grunde.“

Merke übrigens schon seit längerer Zeit, daß jetzt ein ganz anderer Wind weht, das hat man aber davon, wenn man jungen Leute das Regiment überläßt. Keiner will mehr recht seine Pflicht thun und das Bettelvolk, welches froh sein muß, auf dem Stelnauerhof Unterstand gefunden zu haben, dünkt sich schon als Herren; ich werde es wohl noch auf meine alten Tage erleben müssen, wie alle Zucht und Ordnung, die ich hier eingeführt, über den Haufen gemorfen wird.“

„Ich weiß recht gut, wie es gemeint war,“ entgegnete Balzer. „Uebrigens ist es nicht die Schuld der Arbeiter, wenn all' die guten alten Einrichtungen nichts mehr gelten. So Mancher, der früher nicht zu muessen wagte, führt jetzt das große Wort und unseretins, der wirklich nur darnach bestrebt, sich nutzbar zu machen, wird abgekarzelt wie ein dummer Junge.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— **Voltaire als Fabrikant.** So viel auch schon über Voltaire, den großen französischen Denker, geschrieben worden ist, und so mannigfaltig auch die Talente waren, welche denselben auszeichneten, — eines derselben, das ihm eigen war, wird erst jetzt in Erinnerung gebracht, nämlich sein Geschäftstalent. H. Hubert-Valleroy macht soeben darauf aufmerksam, daß der Philosoph von Ferney, um sein Vermögen nutzbar zu machen, zuerst eine Strumpffabrik zur Herstellung seidener Strümpfe errichtete, um der Lyoner Industrie Concurrenz zu machen. Später, als in Gens Unruhen ausbrachen, bot er den flüchtigen Uhrmachergehilfen ein Asyl und gründete eine Uhrenfabrik. Um die Erzeugnisse derselben an den Mann zu bringen, nahm er sogar die Hilfe der Diplomatie in Anspruch, ebenso wie alle seine schriftstellerischen Verbindungen. „Die wahre Macht eines Souveräns,“ bemerkte er selbst einmal in übermüthiger Laune, „besteht darin, den Absatz der Uhrenfabrik von Ferney zu begünstigen.“

— **Die improvisirten Thränen.** Aus Wien berichtet die dortige Allgemeine Zeitung vom 27. d.: Merkwürdig! Als heute die Kleidermacherin Theresia Andel, die unter der Anklage der Veruntreuung stand, vom Döblingen Strafrichter freigesprochen wurde, sängen ihre fünf mitgebrachten Kinder, durchwegs Mädchen, unisono zu weinen an und weinten fort und waren nicht zu beruhigen. „Gute Mutter ist ja freigesprochen. Wozu soll das Weinen? Geht nach Hause!“ sagte der Richter, und die kleinen Mädchen gingen zwar fort, weinten aber noch bitterlich! Die Sache war

einer Aufklärung werth und der Gerichtsdiener verschaffte sich dieselbe, indem er eines der Mädchen zurückrief, und es nach der Ursache dieser Thränen fragte. Das Kind sagte auch sofort die ganze Wahrheit. Die Kleine sagte, sich die Thränen aus den Augen wischend: „Die Mutter hat uns g'sagt, wir sollen Alle auf einmal fest weinen, wenn's eing'sperrt wird.“ Das also war des Räthfels Lösung. Die Mutter hatte die Thränen der Kinder für den Fall eines Schuldspruches angeordnet, die Kleinen konnten aber einen Schuldspruch von einem Freispruch nicht unterscheiden und fielen daher nach Verkündigung des Urtheils, das sie nicht verstanden, in das für einen Schuldspruch kommandirte Weinen ein. Hinc illae lacrimae!

— **Die Frauen-Insel bei Neu-Guinea.** Der Reverend Sir Mac Farlane, welcher sich Jahre lang im Süden von Britisch-Guinea aufgehalten hat, theilt in einem Briefe Nachrichten über eine Insel mit, die ausschließlich nur von Frauen bewohnt ist. Diese Insel ist an der Südküste von Guinea gelegen und benennt sich „Haire Anoua“, zu gut Deutsch: „Das Land der Weiber“. Die Insular-Bewohnerinnen, die in Frage kommen, sind tüchtige Seeleute, führen das Ruder besser als die Männer und dulden keinen Mann für längere Zeit in ihrer Mitte. Von den Kindern tödten sie die Knaben ohne Erbarmen, die Mädchen läßt man am Leben.

— **Ein französischer Statistiker** hat eine allerdings welterschütternde Entdeckung gemacht, nämlich, daß der Mensch durchschnittlich 127,920 Haare auf dem Kopfe habe. Der Mann verdient eigentlich ein internationales Cytrahorhaar!

— **Unsere Kinder.** Dichter: Gnädige Frau, ich erlaubte mir, Ihnen die letzten Kinder meiner Musen zu übersenden. Dame: Ich bin Ihnen unendlich dankbar dafür. Ihre Verse sind ganz köstlich, ich bin von der Lectüre noch begeistert. Wo habe ich das reizende kleine Buch nur hingelegt? Karlchen: Weißt Du das nicht mehr, Mama? Als Du es bekamst, hast Du es ja gleich unter den Tischfuß gelegt, damit der Tisch nicht mehr wackelt.

— **Aus der höheren Töchter Schule.** Professor der Geschichte: Sagen Sie mir, Fräulein Elvira, wer war der größte Eroberer aller Zeiten? Elvira: Don Juan.

Verantw. Redakteur Ludwig Rohmann
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaark in Elbing.